

In der Debatte über die Legitimationskarten für Handlungsreisende ver kündete mit Cassandra = Wiene der jungezechische Abg. Herold, die Wahrheit: „Bedenken Sie: über große Fragen ist noch keine Regierung gestolpert. Immer war das eine Kleinigkeit“ u. s. w. Das mag ja richtig sein. Aber über eine solche Kleinigkeit, wie die gegenwärtige soi disant = Opposition der jungezechischen Partei kann selbst in Oesterreich keine Regierung fallen.

Nach der unglaublich blödsinnigen Interpellation, welche die Herren Exner, Moske, Wrabetz und wie die Deutschliberalen sonst heißen, in Sachen der Wiener Stadtrathswahlen eingebracht haben, bleibt den Juden nur ein Wunsch übrig: „Gott schütze uns vor den Deutschliberalen; vor den Antisemiten wollen wir uns schon selber schützen“.

Wozu die armen Abgeordneten mit so viel neuen Gesezentswürfen molestieren, die alle noch in diesen heißen Tagen durchgepeitscht werden sollen? Graf Badeni lege, statt aller, einen einzigen Gesezentwurf dem Reichsrathe vor, der da lauten sollte: „Erster und einziger Paragraph: Die k. k. Regierung wird ermächtigt, in der Zeit vom Juni bis October 1896 alle ihr passend erscheinenden Geseze, jedoch nicht weniger als drei Duzend, ohne besondere Zustimmung des Reichsraths zu erlassen“. Es ist gar kein Zweifel, dass im gegenwärtigen Abgeordnetenhaus auch ein solcher Gesezentwurf eine überwältigende Majorität fände, die Regierung hätte dann den Sommer über Zeit und Ruhe, alles mögliche gesezgeberische Material noch vor dem Zusammentritt des neuen Hauses ins Trockene zu bringen, und die Geseze, die in dieser Art erlassen werden würden, könnten auch nicht viel anders ausfallen, als die, welche gegenwärtig in der Gesezfabrik bei Tag- und Nachtarbeit von Herrn von Chlumecly mit Dampf producirt werden.

Die Geseze über den Grundsteuerertrag und über die Zuckerprämien löst endlich den Schleier, der über dem Programm des Grafen Badeni lag. Die Socialpolitik des Ministeriums wenigstens wird klar. Sie lautet: Hebung der Lage der oberen Classen, Unterstützung nothleidender Millionäre, staatlicher Schutz der wirtschaftlich Starften.

Ecce, ein Ministerpräsident! So fleißig wie unter dem Grafen Badeni sind die Abgeordneten noch nie gewesen — nämlich im Schwänzen der Sitzungen.

Das Abgeordnetenhaus ist gegenwärtig bereits schon beinahe so fruchtbar als — das Herrenhaus. Alle halbe Stunde ein legislatorisches Kind.

Der Abg. Wrabetz sprach unlängst in einer Wählerversammlung sehr entschieden gegen die Coalition. Wenn der Abg. Wrabetz Gelegenheit haben sollte, noch einmal vor seinen Wählern zu sprechen, so wird er hoffentlich in historischer Retrogression endgiltige Aufklärung über seine Anschauungen betreffs des bosnischen Occupationscredits vom Jahre 1879 geben.

Die deutsch-liberale Partei ist in Verlegenheit wegen des von ihr geplanten Parteitages. In der Provinz wollen die Leute sie nicht tagen lassen, und in Wien ist kein genug kleines Lokal zu finden, welches sämmtliche Parteigenossen bequem aufnehmen könnte.

Die deutsch-liberale Partei, verlangt man, soll auf einem Parteitag öffentlich sprechen, auch wenn sie den Deutschen nichts mehr mitzutheilen hätte als ihr Testament. Das ist aber durchaus nicht nöthig. Es ist Niemand begierig, ihre Schulden zu erben. Was die deutsch-liberale Partei noch an politischer Weisheit besitzt, das überlassen wir gerne Jenem, der alle beerbt, die ohne Erben sterben — dem Fiscus.

Damit der Wille des Herrn v. Chlumecly geschehe und auch die Nachwirkungen des Abgeordnetenhauses von einer beschlussfähigen Zahl von Mitgliedern besucht werden, sollten die staatsbehaltenden Parteien in Zukunft nur mehr Gewölbewächter zu Abgeordneten wählen. Die legislatorische Einsicht, um zu allem, was die Regierung will, Ja zu sagen, besitzen die Gewölbewächter so gut als die anderen regierungstreuen Abgeordneten auch. In der Fähigkeit, nicht einzuschlafen, sind sie ihnen aber weit überlegen, und das ist ja doch heute, bei Nacht und eigentlich auch bei Tage, die wichtigste Fähigkeit für einen Abgeordneten.

Nachdem der Kaiser den Herrn Dr. Lueger gelobt hat, sucht Herr Dr. Lueger sich — nobel wie immer — durch loyale Aeußerungen zu revanchieren.

Volkswirtschaftliches.

Die Nordwestbahn hat im Jahre 1895 weniger verdient und ertheilt eine höhere Dividende als im Vorjahre. Wie ist das möglich? Ganz einfach! Sie entnimmt den Fehlbetrag aus dem Gewinnvortrag, resp. wo dieser nicht ausreicht, aus dem ohnedies mageren Reservecfonds. Auf dieses Auskunftsmittel ist Herr von Tauffig gekommen, um die große Menge, welche nie eine Bilanz näher anschaut, darüber hinweg zu täuschen, dass die Einnahmen des letzten Jahres unglücklich gewesen sind, um glauben zu machen, dass die Nordwestbahn mit dem Verstaatlichungsüberkommen, welches ihr für 1895 die gleiche Dividende wie für 1894 zusicherte, ein Opfer gebracht habe. Aber man merkt die Absicht, und wer nicht schon verstimmt war, wird es nun. Da aber kaum daran zu zweifeln ist, dass das Verstaatlichungsgeschäft im Herbst wieder auf die Tagesordnung gesetzt werden wird, so seien Regierung und Parlament darauf aufmerksam gemacht, dass die Activen der Bahn durch die Entnahme aus den Gewinnvorträgen und Reserven um etwa hunderttausend Gulden geringer geworden sind, als sie feinerzeit beim Vertragsabschluss schienen.

Herr von Tauffig hat uns eine zweite Ueberraschung verur sacht und zwar diesmal eine angenehme. Er hat nachgegeben und in der Generalversammlung der Staatsbahn erklärt, dass er künftig die vielverlangten definitiven Einnahmehausweise veröffentlichen werde. Herr von Tauffig ist sehr skeptisch und zweifelt daran, dass diese neuen Einnahmehausweise verlässlicher sein werden, als die bisherigen provisorischen Ermittlungen. Darüber möge er sich beruhigen. Der Hauptwert dieser Nichtigstellungen liegt, wie hier öfters erwähnt wurde, darin, dass dadurch der Schein vermieden wird, als ob eingeweihte Kreise in der Lage seien, ihre Kenntnis von der Betriebsentwicklung hinter dem Rücken der Actionäre zu verwerten, welchen diese Kenntnis vorenthalten wird. Herr von Tauffig hat in dieser Generalversammlung noch andere interessante Mittheilungen gemacht, so z. B. über die Abrechnungen im Verbandsverkehr. Da scheint es uns nun ein großer Missbrauch zu sein, dass Abrechnungen durch zwölf Jahre im Rückstande sein können und dass es sich bei diesen Rückständen um so große Ziffern handelt, dass die Verzugszinsen allein bei der Staatsbahn und bei einer Abrechnung über vierzigtausend Gulden ausmachen können. Es ist unzweifelhaft, dass sich bei einem guten Willen Mittel finden lassen müssen, um solchen Zuständen abzuhelfen. Ganz gewiss aber ist es, dass die aus solchen verspäteten Abrechnungen resultierenden Eingänge oder Ausgaben nicht im Rechnungsabschluss mit der Betriebsrechnung des Berichtsjahres zusammenge worfen werden dürfen, sondern separat gebucht werden müssen, weil sie das Bild des Betriebsergebnisses in hohem Grade verändern. Eine derartige Aenderung in der Buchungsmethode aller Gesellschaften wäre sehr wünschenswert, ebenso wie die periodische Bekanntgabe der Betriebsausgaben. Solche Ausweise, welche bekanntlich von den Schweizer Bahnen und anderen zu allgemeiner Befriedigung veröffentlicht werden, sollten auch bei uns eingeführt werden.

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche: Berlin: Berliner Theater, „Soldatenherzen“ von Adolph Rosse. Residenztheater, „Dals über Kopf“ von Biffon. Schillertheater, „Natalie“ von Ivan Turgenjoff, bearbeitet von Eugen Zabel. — Paris: Théâtre de l'Oeuvre, „La Brebis“ von Edmond Scé; „le Tandem“ von Léo Trézénik und Pierre Soulaime. Madrid: Teatro de la Comedia, „Los Domadores“ von Eugenio Sellés. Prag: Böhmisches Nationaltheater, „Vina“. Drama von Jaroslav Hilbert.

Im Theater an der Wien wurde von einem „Hamburger Volkstheater Ensemble“ die „Lebende Brücke“, nach dem Englischen von Sutton Vane, aufgeführt. Es ist dumm, wenn man schon ein „Sensationsmelodram“ geben will, dazu gerade das elendeste und schlechteste der ganzen Gattung zu nehmen, und es ist frech, es mit Schauspielern zu geben, die man sich bei uns nicht in der letzten Provinz, von keiner ungarischen Schmiere gefallen lassen würde. Die Leute hatten Recht, höhnnend, zischend, pfeisend die Insulte abzuweisen.

Man schreibt uns aus Berlin: Die große Ueberraschung der Ausstellung sind eigentlich die Schweden. Von den Portugiesen sind mindestens zwei ganz große Meister, und das hat am Ende auch niemand recht vermuthet, aber bei den Schweden ist der Durchschnitt so imponierend hoch. Imponierend, weil die Höhe nicht wie bei den Engländern und Schotten auf der brillanten Tradition, nicht wie bei den Franzosen und ihren sonstigen Schülern auf der guten Dressur, weil sie überhaupt nicht auf der Technik beruht, sondern auf der künstlerischen Anschauung. Nirgends, um es anders anzubilden, finde sich eine solche Anzahl eigenartiger Persönlichkeiten, die zugleich im Besitze eigenartiger Ausdrucksmittel sind. Sicher, Anregung und Schule stammen von den Franzosen her. Aber man braucht sie nur mit den Amerikanern zu vergleichen, um die ganz entgegengesetzte Wirkung derselben Ursachen zu sehen. Bei den Schweden ist kaum einer, der mit den virtuososen Kniffen prökt, kaum einer, der nicht vom Innerlichen ausgeht. Sie haben gelernt, wie man es macht, aber von niemandem haben sie darin Lehre gesucht oder angenommen, wie man sieht. Sie haben nicht eine fremde Pflanze in den heimischen Boden zu übertragen versucht, wo sie doch elend immer verdorren müßte; sie haben auf den heimischen Stamm voll Saft und Kraft ein fremdes Reis gepflanzt, dessen edlere und feinere Früchte aus dem Boden nun ihre Nahrung ziehen können. Der Charakter ihrer Kunst ist dem Gehalt nach durchaus germanisch. Wenn man z. B. die Waldinterieurs ansieht, mit einem Sonnenstrahl, der in das Dickicht fällt, oder dem Mondschein über einer Lichtung, so hat man sofort das Gefühl: das macht kein Romane. Gleich hinterher kommt freilich die etwas peinliche Erkenntnis, dass es auch unter den Deutschen sehr wenige machen. Aber es ist ohne Zweifel das, was sehr viele machen möchten, wonach sie in der ganzen Zeit der Irrungen und Wirrungen strebten. Hier ist es mit einer Selbstverständlichkeit erreicht, deren, leider bei uns unmögliche, Voraussetzung die wunderbare Voraussetzungslosigkeit ist. Es ist sicher kein Zufall, dass bei den einsamen Leuten von Worswede ähnliches zu finden ist, nur dass sie im rein Technischen unbeholfen sind. Innerhalb der großen Ueberraschung gibt es noch eine kleine: in diesem Lande ist sogar ein Prinz, der malt, ein Künstler. Man darf der Bewunderung für diesen Eugen von Schweden freien Lauf lassen, denn er hat keine Gnaden zu vergeben. Er hat hiev ein Bild unter anderen mit ganz anspruchslosem Motiv: einen grünen Gang zeigt es, an dem zwischen dunklen Baumgruppen ein schmaler Weg sich schlängelt; darüber steht am blauen Himmel eine weiße Wolke. Es bedeutet unter den Hunderten von Landschaften einen Eindruck: es begleitet einen, und wenn man still vor sich hinträumt, taucht es auf und beseligt wie eine schöne Melodie. Von rein realistischen Landschaften könnte ich keine nennen, die ähnlich wirkt. Thoma hat hie und da solche Stimmungen erreicht, aber seinen Bildern fehlt wegen ihrer technischen Mängel das Freie, Große, Geradegewachsene dieses Werkes. In der Form, darauf wollte ich hinaus, haben die Schweden eher mit den Romanen Verwandtschaft: ihrer Anschauung und ihrer Empfindung vermögen sie wie diese leicht und gewandt Gestalt zu geben. Eine vortreffliche Mischung, wie man sieht, die wir für unsere Kunst als Ideal